

125

# SATIREN

des

## Siebenbürger Wochenblattes.

N 10.

Kronstadt, den 3. Februar.

1842.

### Wie urtheilte Kaiser Joseph II. über die religiöse Duldung?

(Von Dr. Wilhelm Dissenbach.)

Wenn je ein Monarch die aufrichtige Verehrung seiner Völker verdiente, so war es gewiß Kaiser Joseph II., der durch seine aufgeklärte Gesetzgebung, besonders in Religionsfachen, im Geiste der geläuterten Philosophie des Jahrhunderts handelte, einer Philosophie, welche den großen Grundsatz der Toleranz predigte, der in Voltaire einen der scharfsinnigsten und unermüdetsten Vertheidiger fand. Mit Recht sagt dieser große Schriftsteller in seinem „Dictionnaire philosophique“: »Unter allen Religionen ist die christliche ohne Zweifel diejenige, welche am meisten Toleranz einzuführen geeignet ist, obgleich die Christen sich bis jetzt als die unduldsamsten unter allen Menschen gezeigt haben.« Joseph II., ohne durch seine Studien zu den französischen Encyclopädisten und ihren Koryphäen in einer so nahen und innigen Beziehung zu stehen, als Friedrich II., dessen Bildung durch und durch französisch war, stand gleichwohl mit seinen Regierungsgrundsätzen und Bestrebungen auf der Höhe des Jahrhunderts und wußte, was er wollte, und wonach er strebte. Die bewundernswürdige Thatsache, welche er während seiner kurzen Regierung entwickelte, legte glänzendes Zeugniß ab für den glühenden Eifer, der ihn für alles Gute und Schöne befeuerte, welches er öfter unter unsäglichen Anstrengungen und mit großen Hindernissen kämpfend, ins Leben einzuführen trachtete. Dem großen Grundsatz der Toleranz in der Gesetzgebung des österreichischen Kaiserstaats praktische Geltung zu verschaffen, dieß war eine seiner wichtigsten Regierungshandlungen, und wie er darüber dachte, ist aus einem Briefe an den berühmten van Swieten zu ersehen, an welchem der junge Monarch einen eben so einsichtsvollen als aufrichtigen und thätigen Beförderer seiner großen Regierungspläne fand. Dieser interessante Brief lautet wörtlich, wie folgt:

»Mein Herr!

»Bis nun war die evangelische Religion in meinen Staaten niedergedrückt, die Befenner derselben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Besihsstand von Gütern, Würden und Ehrenstellen, Alles war ihnen geraubt.

»Schon beim Anfang meiner Regierung war ich entschlossen, das Diadem mit der Liebe meines Volkes zu zieren, Grundsätze in dem Verwaltungssystem zu äußern, die ohne Unterschied großmüthig und gerecht wären; dem zu Folge erließ ich die Duldungsgesetze, und nahm das Joch hinweg, welches die Protestanten Jahrhunderte gebeugt.

»Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe; Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt, kein Mensch müsse künftig genöthigt sein, das Evangelium des Staats anzunehmen, wenn es wider seine Ueberzeugung wäre, und wenn er andere Begriffe von der Glückseligkeit habe.

»Die Scenen der abscheulichen Intoleranz müssen ganz aus meinem Reich verbannet werden. Glücklich, daß es noch keine falschen Opfer wie Calas und Sirven gegeben hat, und daß dieser Schandfleck keine vorhergegangene Regierung betraf.

»Wenn in vorigen Zeiten der Wille des Monarchen Anlaß zu Ungerechtigkeiten war, wenn die Schranken ausübender Gewalt überschritten worden, und der Privathass seine Rolle gespielt; so kann ich nichts mehr thun, als daß ich die Könige bedauere, die weiter nichts als Könige gewesen.

»Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet, die die Philosophie zum Grund, und große Männer zu Eifertern gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Zoroaster und Sonfuzi gewandelt, und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden. Adieu!

»Wien, im Dezember 1787. Josephh.«

### Theater zu Kronstadt.

Vierter Artikel.

Freitag, am 14. Januar: Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Folgen, von Scribe, aus dem Franz. von Th. Hell. — Wir beginnen unser Urtheil mit dem Sprichwort: Durch zweier Zeugen Mund wird allerwegs die Wahrheit kund; denn als wir das Theater verließen, hörten wir

125

125

von zwei Herren, die sich über die Aufführung des Stückes unterhielten, die Worte des einen, man habe sehr schlecht gelernt, und des andern, man habe sich aber doch recht viel Mühe gegeben. So widersprechend nun auch diese Urtheile lauten, so müssen wir doch den beiden Herren, die sie aussprachen, Recht geben, denn in der That waren die Rollen herzlich schlecht einstudirt, und wiederum hat man sich allerseits nach Kräfte bemüht, diese Nachlässigkeit durch ein gewandtes und durchdachtes Spiel zu bemanteln und gleichsam vergessen zu machen. Gern möchten wir vor allen übrigen Dem. Raab als Herzogin und Herrn Müller als Volingbroke auszeichnen, allein der inzwischen erfolgte Abgang der ersteren versetzt uns in Ungewissheit, ob das vortreffliche Spiel beider Kunst bis zur Natur, oder Natur bis zur Kunst war. So gehen wir denn zur Dem. Volze über, der wir als Königin Anna unsre unzweideutige Huldigung darbringen, das Spiel der Dem. Strozger aber ebenso entschieden mißbilligend. Sie hat den brittischen Mädchencharakter nicht nur gänzlich verfehlt, sondern auch gar nicht zu treffen versucht, und dadurch den Fehler noch mehr hervorgehoben, den schon der Verfasser beging, indem er in der Abigail uns nur eine französisch aufgeschminzte Engländerin vorführt. Im Allgemeinen ist noch die anwidernde Aussprache der englischen Eigennamen zu rügen, denn wenn auch die Unbekanntheit mit einer fremden Sprache nicht zum Vorwurf gereicht, so sollte man doch, um den Zweck der Bühne nicht zu verfehlen, sich über solche nothwendige Einzelheiten zuvor unterrichten; so aber hörten wir Abermale, buchstäblich deutsch gesprochen, anstatt Aebbermehl, Newgatt (newgate) anstatt Njugeht u. s. w.

Sonntabend, am 29. Januar: Gretz's Oper: »Der Blaubart.« Es hat sich schon so mancher Vorsatz als unhaltbar erwiesen, als daß wir uns lange entschuldigen sollten, wenn wir, trotz unserer früheren Aeußerung, auch die Ausführung der gedachten Oper, zwar nicht besprechen, doch unerwähnt auch nicht vorübergehen lassen; denn vom Singschornahmen bis zum Hüschbleibenlassen sind oft nur wenige Schritte, ebenso wie vom Erhabenen bis zum Komischen oft nur ein Schritt ist. Mad. Hendl zeigte uns aber heut' Abend, daß es auch ein bis in's Komische Erhabenes gibt. Wie mag sie nur den Edelstein ihrer Stimme in das Blei eines so schlechten Spieles fassen, und verdient denn was immer für ein Publicum, zumal aber ein kunstliebendes zahlendes, nicht

mehr Aufmerksamkeit? hat es nicht Anspruch auf rücksichtnehmenderen Fleiß? Wir glauben verstanden zu sein.

Sonntag, am 30. Januar: Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt, von Nestroy. — Der Verfasser meint augenscheinlich zweiblättrigen Klee, denn den Tischlergejellen können wir von vornherein nicht liederlich und, selbst wo er es scheint, kaum locker nennen. Zweiblättriger Klee aber ist selten, und wir freuen uns, eingestehen zu müssen, daß das Kleeblatt des Titels, wenn auch nicht als liederlich, so doch als zweiblättrig selten, von zweiebenso seltenen Künstlern personificirt werde. Diese Ansicht scheint auch im Voraus schon die Direction mit uns getheilt zu haben, als sie auf dem Zettel die Namen Besold und Bannholzer fetter drucken ließ, als alle übrigen; denn Klee ist ein fettmachendes Futter, und ein Kleeblatt von seltenen Künstlern (NB. wir meinen immer nur ein zweiblättriges) macht dem Director eine fette Einnahme. Man sieht, wie logisch sich Eines aus dem Andern entwickelt, und so wird auch das Lob, das wir den beiden Schöpfern eines heiteren Theaterabends zollen, von denjenigen unserer Leser, welche Zuschauer waren, gerechtfertigt und mithin den Herren Bannholzer und Besold noch potenziert gespendet werden. Wir sahen in der That einen windigen und um so quecksilberner Schneider, als er ja auch seine Mercurus-Eigenschaft beim Einkauf des Looses nicht verleugnete; und wir sahen ferner einen pflegmatisch sterguckenden Schuster, mit dessen Schwereffälligkeit die Leichtigkeit seines Bündels recht artig contrastirte. Erwähnen wollen wir doch noch Dem. Volze, als Fee der wahren Liebe, wenn wir als solche sie auch in dem Stücke selbst eben so selten auftreten sahen, als die wahre Liebe im Leben noch empfunden worden. — Apropos, da können wir nicht umhin, auf das jetzt dreiblättrige B-Kleeblatt unserer Bühne aufmerksam zu machen, Dem. Volze, Herrn Bannholzer und Herrn Besold; und wir knüpfen an diese Bemerkung den Wunsch, daß es jenem B-Kleeblatt gelingen wolle, unserer Bühnengesellschaft auf die Beine zu helfen, denn daß man Bühnenmitglied sein kann, ohne mit den Beinen Bescheid zu wissen, haben wir gestern in der Oper Blaubart wahrgenommen. — Dem Herrn Müller aber, als Mittelpunkt M, um den sich Alles dreht, wissen wir es Dank, daß er den Herrn Bannholzer auf einen Cyclus von Gastrollen engagirt hat. —ft—

## Feuilleton.

### Militärische Denkwürdigkeiten.

Als Franz Eugen von Savoyen nach der Schlacht bei Gran im Jahre 1685 nach Wien kam, nahm ihn Prinz Ludwig Wilhelm von Baden, ein großer Kenner militärischer Verdienste, bei der Hand, ging mit ihm in den Saal, wo der Kaiser die Besuche seiner Generalität annahm, und sagte: »Dieser junge Savoyard, den ich die Ehre habe, Euer Majestät vorzustellen, hat alle An-

lagen zu einem großen Feldherrn.« — Bei Belgrad eiferte er seine Soldaten an mit den Worten: »Meine Kinder, solget mir, wir müssen siegen oder sterben!« Bald lernte Ludwig XIV. den Werth dieses Prinzen kennen; er bemühte sich, ihn aus den kaiserlichen Diensten zu ziehen; ließ ihm den Marschallsstab von Frankreich, das Gouvernement von Champagne und überdies noch eine jährliche Pension von 2000 Pistolen anbieten. Allein die

Bande der Ehre und Dankbarkeit hielten Eugen an dem kaiserlichen Hof fest. Er antwortete: »Ein kaiserlicher General-Feldmarschall ist wenigstens eben so viel, als ein Marschall von Frankreich, und was das Gouvernement betrifft, so wie die Pension, schätze ich mich reich genug, wenn ich Gelegenheit habe, von meiner Treue und Eifer gegen meinen Monarchen Proben zu geben, dessen Diensten ich mich nun ganz gewidmet habe.« — Als er 1707 aus Italien nach Wien kam, empfing ihn Kaiser Joseph I. mit den Worten: »Ich bin mit Ihnen durchaus zufrieden, nur damit nicht, daß Sie sich selbst zu oft der Gefahr ausgesetzt haben. Hüten Sie sich, ferner in diesen Fehler zu fallen, und bedenken Sie, daß wir Sie noch länger nöthig haben.« — Den 21. April 1736 fand man ihn des Morgens todt im Bette. (Wiener Zuschauer.)

**Tapferkeit einer alten Haushälterin.**

An einem äußern Ende von Paris (rue Villieres, ehemals de la Révolte) bewohnt seit 1815 Herr Dumont, ein alter Offizier des Kaiserreichs, bescheiden von seiner Pension lebend, ein kleines, mitten in einem rund ummauerten Gärten gelegenes Haus, dessen ganze Besatzung, sobald der Capitain seine gewöhnliche Morgen- und Abendrunde in der Hauptstadt ausführt, außer der alten, getreuen Haushälterin nur noch in zwei kleinen Spitzhunden besteht. Im vorigen Monate wartete eines Abends Madame Lefevre (so heißt unsere Heldin) länger als gewöhnlich auf das seit 20 Jahren beobachtete Signal, womit der Hausherr schon an der Gartenthür anzumelden pflegte, daß er wieder in das Standquartier einrückte. Anstatt des dreimaligen Hustens ließen sich dagegen ein Geräusch von Tritten und Stimmen fremder Männer vernehmen, welche die Ummauerung überstiegen haben mußten und bereits auf das Haus zukamen. Madame Lefevre, anfangs nicht wenig erschrocken, erholte sich jedoch bei der Gewißheit, die Thür des Hauses und alle Fenster so gut als möglich verschlossen zu haben.

Sie rief: »Wer da?« ließ ihre beiden Begleiter — die gedachten Spize — laut aufbellen und erklärte den Einlaß Begehrenden geradezu, daß sie vor Rückkehr des alten Capitains nicht öffnen werde. In der That war diese Vorsicht hier sehr am rechten Orte, denn es waren drei fecke Spitzhunden, welche sich nun mit Gewalt Einlaß verschaffen wollten. Zum Glück hatten sich diese den Ueberfall der Dumont'schen Behausung leichter vorgestellt und daher nicht erst bewaffnet. So rüttelten sie nun umsonst an der gut verwahrten Gartenthür; sie versuchten eben so an den zwei nächsten Fenstern, aber mit eben so wenig Erfolg; gleichwohl wurde die Lage der armen Haushälterin immer schwieriger, da sie jedem Schritte der Diebe draußen ihrerseits im Hause nachgehen und und dabei die entsetzlichsten Drohreden: wenn sie nicht öffne, werde man sie in kleine Stücke zerschneiden u. s. w. anhören

mußte. Endlich gelangten die Bösewichter an das dritte, nur mit Jalousien zugemachte Fenster, das noch dazu einige Lücken hatte, groß genug, die Hand hindurch zu stecken.

Die Kerle strengten nun alle ihre Kräfte an, das Holz einzuschlagen; der Eine fuhr mit seiner Faust hinein, um den untern Kiegel aufzuschieben.

Sofort faßte Madame Lefevre mit ihren Händen die beiden Kreuzisen, welche den Laden nach innen hielten; die beiden Spize aber, von ihr auf das Fensterbret gerufen, bißen und kratzten nach Möglichkeit, sobald sich nur ein fremder Finger in den Lufen sehen ließ. Trotz dem sollte sich die Angst der Madame Lefevre, deren Hände bei dem krampfhaften Festhalten der Eisenstäbe blau anschwollen, noch vermehren, denn der eine der Diebe, welche die Art der Vertheidigung erriethen, versuchte mit einem großen Messer durch die eine größere Luke um sich zu hauen, so daß theils die armen Hündchen zurückgetrieben wurden, theils Madame Lefevre genöthigt war, mit ihren Händen bald hier bald dorthin zu wechseln — dennoch ließ sie nicht los, und erst nach dreiviertelstündigem Kampfe kam Hilfe.

Der Hausherr kam endlich mit einem Freunde. Alsobald entprangen die Kerle; Madame Lefevre aber war auf mehrere Tage bettlägrig.

**Margarethe.**

Es kommen bisweilen inmitten unserer so geregelten Civilisation seltsame Dramen vor, die, sahe man sie auf der Bühne oder fände man sie in einem Romane, für unwahrscheinlich erklärt werden würden.

Ein solches Drama ist kürzlich in Frankreich vorgekommen und wir erzählen es hier ganz in der Kürze, während wir die Namen der Personen ändern.

Karl Herzog von Ermilly und Laura von Nourville liebten sich und vergaßen sich. Laura wurde Mutter und hatte den schrecklichen Muth, das arme Kind, das sie erbar, von sich zu stoßen. Der junge Herzog nahm es und übergab es dem Findelhause. Es war am 11. November des Jahres 1823. Das Kind hieß Margarethe.

Der junge Herzog verheirathete sich später mit Laura von Nourville, aber ihres armen unschuldigen Kindes wollten beide sich nicht erinnern.

Siebzehn Jahre vergingen so. Zu Ende des voriaen Jahres bewohnten der Herzog und die Herzogin ihr Schloß zu . . . ; der Himmel schien ihre Ehe gesegnet zu haben; vier Kinder erfreuten sie. Eines Abends aber als die Herzogin eine ihrer Tanten besucht hatte, kam sie bleich und mit verstörtem Gesichte zurück und begab sich sogleich in ihr Zimmer, als werde sie von einer großen Gefahr verfolgt. Ihr Gemahl folgte ihr und sie sagte zu ihm: »ach Du weißt nicht, was ich entdeckt habe — Margarethe, unser Kind, ist das Kammermädchen meiner Tante.«

»Weißt sie es?«  
— »Noch nicht.«

»Sie darf es nie erfahren!« sprach der Herzog mit finstern Blicken. —

Am andern Tage brachte man Oscar von Ermilly, den ältesten Sohn des Herzogs, der früh auf die Jagd gegangen war, todt in das Schloß. Er war über eine Hecke gestiegen, ein Zweig hatte den Drücker an dem Gewehre berührt und der Schuß hatte dem jungen Manne den Kopf zerschmettert.

Die Herzogin beweinte bitterlich ihren Sohn und ließ ihm ein prachtvolles Grabmal errichten. Als sie aber Margarethen wieder sah, schauderte sie vor Entsetzen, denn sie ahnte gleichsam die göttliche Rache.

Margarethe war groß und schön. Um sie zu entfernen, rieth der Herzog, sie zu verheirathen und er wählte den Sohn eines seiner Pächter für sie aus. Aber Margarethe wollte den ihr bestimmten Bräutigam nicht annehmen.

Drei Monate später unterlag Clara von Ermilly, die älteste Tochter des Herzogs, einer unbekanntenen Krankheit und die Herzogin beschwor ihren Gemahl, zur Sühnung ihrer Schuld Margarethen anzuerkennen.

Der Herzog weigerte sich.

In der folgenden Woche spielten die beiden noch übrigen Kinder der Familie im Park des Schloßes und sie fanden schöne Beeren unter einem Busche. Das eine der Kinder konnte der Lust nicht widerstehen, die lockenden Beeren zu kosten; es aß davon und starb an dem Gifte.

Die Herzogin war der Verzweiflung nahe und flehete ihren Gatten auf den Knien an, ihren Wunsch zu erfüllen und Margarethen als Kind anzuerkennen. Der Herzog war nicht zu bewegen. Aber das Schicksal schien die Familie zum Opfer außerloren zu haben. Die Mäfern herrschten bössartig in der Gegend und das letzte Kind der herzoglichen Familie unterlag.

Die Herzogin hörte nun auf nichts mehr als auf ihre Verzweiflung. Sie eilte zu ihrer Tante, warf sich Margarethen zu Füßen und gestand ihr das Geheimniß ihrer Geburt.

»Unser Name,« sagte die unglückliche Mutter hinzu, »unser Vermögen, unsere Liebe, Alles ist Dein.«

— »Und Ihr Gemahl, mein Vater?«

»Verzeihe auch ihm. Er wird Dich sicherlich eben so lieben wie ich.«

— »Morgen, entgegnete das junge Mädchen mit ruhiger Würde, »werde ich Ihnen meine Antwort senden.«

Am andern Tage suchte man Margarethen vergeblich; sie war in der Nacht entflohen mit dem, welchen sie liebte, mit dem Sohne einer der reichsten Familien in der Gegend, und noch weiß man nicht, was aus ihr geworden ist.

#### Änepiographische Menigkeiten.

Von der Silbach, bei Neuß, 29. Dez. Kurz vor dem Schlusse des alten Jahres wird unsere Gegend tief empört durch einen Muttermord, der unter unsern Augen vorgefallen. Ein verschwenderischer Sohn, dem die Mutter Geld zu seinen Schwelgereien verweigerte, tödtete sie durch einen Hieb mit

der Art und ließ seine Wuth an der Leiche noch durch wiederholte Schläge, aus, die er derselben mit seinem Stocke versetzte. Wir wollen hoffen, daß sich in der Untersuchung dieser That Wahnsinn des Thäters herausstellt, auf daß wir nicht die Schande erleben, ein solches Ungeheuer unter uns aufgenährt zu haben.

— In Ofen ereignete sich in einem Hause folgender lustige Diebstahls-Versuch. Zwei »Werkelbuben«, die in einem Hause nach ihrer Weise musizirten, gewahrten daselbst, daß zwei große Schweine geschlachtet wurden, und merkten wohl auf, wohin man Speck, Würste u. s. w. in Verwahrung brachte. Des Nachts schlüpfen sie sich, mit zwei Schnapsäcken versehen, in's Haus, wo es ihnen gelang, die Vorrathskammer leicht zu öffnen und ihre Säcke waren bald mit all den Herrlichkeiten gefüllt, was nur zwei gute Schweine bieten können. Doch Merkurius, der Gott der Diebe, gewährte seinen Jüngern noch eine andere Bescheerung: es befanden sich in der Kammer auch noch einige Flaschen alter Slivoviz. Die wurden nicht in den Sack gelegt, sondern gleich angezapft; er glitt wie Milch durch die dürstigen Kehlen und bald waren drei Flaschen leer. Allein der alte Schmirer brauchte sein Hausrecht, und warf die »Musiker« auf ihre Säcke, wo sie bis an den hellen Morgen ein artiges Schnarchkonzert anstimmten. Und in der That, ihr Schlaf hätte noch viel länger gedauert, wären sie nicht von den Hausleuten, so auf ihrer Beute ruhend, entdeckt worden und worauf sie zum Frühstück eine nicht gar angenehme Prügelstrafe erhielten. Der Slivoviz hat seine Rolle diesmal gut gespielt.

— Eine andere entdeckte Dieberei ist ebenfalls lustiger Art. Ein Einwohner Pesths bemerkte, daß ihm häufig aus seinem Keller Brennholz entwendet wurde. Er wußte wohl, daß der Dieb einer seiner Nachbarn sein müsse, aber er konnte nicht darauf kommen, welcher. Er beschloß daher, einige Stücke seines Holzes anzubohren und die Löcher mit Schießpulver zu füllen. Einige Tage darauf hörte man bei einem Einwohner des Hauses eine starke Explosion und der Holzdieb war entdeckt. (Spiegel.)

(Kronstadt, 2. Februar.) Hr. Bannholzer hat seine »malerische Dampfswagenreise« im Saale des Gymnasiums aufgestellt, und dieselbe dem Publikum heute geöffnet. Unter den aufgestellten Gegenständen zeichnen sich drei Stücke besonders aus: Dresden mit der Elbedrücke, die Adelsberger Grotte und München. Wie wir hören, sind die jetzt aufgestellten Stücke nur noch fünf bis sechs Tage zu sehen; mögen sich also unsere Kunstfreunde beeilen, die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. Das Honorar, 10 Kr. C. M. ist billig gestellt. — Höchst überraschend wirkt das in demselben Saale aufgestellte Museum. — Wir behalten uns vor, über diese Sammlung gelegentlich etwas Näheres zu berichten. — Der erste Febr. hat uns mit großen Schneemassen begrüßt, heute geht die Schlittenfahrt schon recht lebhaft vor sich. — Nächsten Dienstag soll noch ein geschlossener Gesellschaftsball im Redoutensaal abgehalten werden. Die Subscriptionsliste ist schon hübsch gefüllt. — Thermometerstand Abends 5 Uhr 3° unter Null, das Firmament mit Schneewolken überzogen.